

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Kriegsbriefe gefallener Studenten**

**Witkop, Philipp**

**München, 1929**

Hans Stegemann, Forstbeflissener, Hochschule Eberswalde [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Hans Stegemann, Forstbeslissener, Hochschule Eberswalde,  
geb. 28. März 1893 in Wuzgenow, Kr. Prenzlau,  
gef. 20. September 1916 bei Swinjuchy in Wolhynien.

Frankreich, etwa 100 Kilometer vor Paris, Straße Cambrai—Peronne,  
28. August 1914.

... Unsere Leute wie Helden, keinen Schritt zurück. Vizefeldwebel Struck fiel neben mir, ein guter Kamerad, Lungenschuß, sofort tot. Wir haben ihn auf dem Kirchhofe Cassenciers zusammen mit dem Leutnant Lorenz von uns beerdigt, die Leiche hatte ich mit Tannenreisig umhüllt, da ein Sarg nicht zu beschaffen war; auf dem Grabhügel wurde ein Kreuz errichtet. Mein Leutnant Rogge erhielt einen Schrammschuß durch den Tschako auf die Schädeldecke; er fiel gleich um, war aber nur betäubt. Jetzt ist er fidel und reitet schon wieder mit. Befreiter von Heimburg fiel mit den Worten: „Wir siegen doch!“ und lächelte. Am Tage nach der Schlacht war ich in der Kirche, die in ein Lazarett umgewandelt war. Den Leuten mit Lungenschüssen geht es sehr gut, fast besser als den Leichtverwundeten. Die Lunge schließt sich leicht, da Vollschüsse ein kleines Loch machen und glatt durchgehen. Alle fragten nur immer: „Feldwebel, wie steht's denn, geht's wieder gut?“ „Kinnings, ich komme eben von vorne, es geht alles gut, wir sind weit vorgekommen; die Engländer haben mächtig eins ans Maul bekommen.“ Dann lächelten sie und schliefen wie selige Kinder ein, alle ruhig und zuversichtlich, sie leiden ohne zu klagen. Die Schwerverwundeten sind schrecklich anzusehen, besonders jene, die bewusstlos phantasieren. Gestern bin ich über das Schlachtfeld geritten. Ungefähr zehn Engländer kommen auf einen von uns. Vom Schlachtfeld schreibe ich nichts weiter. Wie man aus der Schlacht heil herauskommt, scheint einem unverständlich. Man wird ganz kaltblütig und ruhig. Meine Pfeife ist mir den ganzen Tag nicht ausgegangen. — Alle Armeen Richtung Paris, wir auch!

Coucy le Château, 18. September 1914.

Von rechts kommt ein Radfahrer die steile Höhe herunter, mehr getrudelt als gefahren, atemlos: „Meldung vom Major (Name unverständlich), Jäger sind ohne Munition.“ Mein Fuchs bekommt die Sporen. Herungerissen, im Galopp zurück. Ich finde einen Patronenwagen von den Jägern. „Galopp! Rechts schwenkt, marsch!“ Immer Galopp, feste auf die Säule gehauen. Die Höhe hinauf, vorwärts, vorwärts, durch die schweren Geschütze hindurch, die



über uns wegfunkeln. Man sieht die großen Zuckerhüte fliegen, weil wir gerade von hinten darauf sehen, wo das Auge den Eindruck länger behält. Immer vorwärts! „Wo liegen die Jäger?“ rufe ich jedem zu. Die Schrapnells plagen, Verwundete humpeln und kriechen zurück. Auch ein Jäger. Arm kaputt. „Na, Junge, wie geht's?“ Er lacht fröhlich übers ganze Gesicht. „Gut, gut, sie kriegen wieder Senge. Bloß Patronen, Feldweibel!“ „Adieu, laß dir's gut gehen, gute Besserung.“ Immer im Vorbeitraben — — das letzte hinterhergebrüllt.

Wieder ein grüner Rock. Ein Gefreiter geht zurück. „Nanu, was ist los?“ „Keine einzige Patrone mehr.“ „Herrjeh, da sind ja welche.“ „Gott sei Dank!“ „Kauf auf den Wagen. So, nun zeige Bescheid.“ Noch ein kurzer Trab, da liegen sie schon. Als sie mich sehen, verfeuern sie die letzte Munition. Es gibt ja neue. Viertausend habe ich mit. Inzwischen fängt es an, ernst zu werden; der Mann, der eben noch auf dem Patronenwagen saß, liegt daneben. Sein Bein ist kaputt; es ist jetzt schon abgenommen. Ich halte hoch zu Ross neben einer Artilleriemunitionskolonne, sechs Wagen, dazu meine Patronenwagen. Der Gegner hat sich eingeschossen. Jetzt geht der Zauber los, ssss. . . rrrr. . . sch! geht es, wie wenn ein Riese mit einem Stock ins Laub der Eichbäume schlägt. Von dem fünften Artilleriewagen liegen die Säule alle da (der nächste ist heil), drei Pferde rechts, drei Pferde links und halten die Beine hoch und strampeln. Die Bedienungsmannschaften kriechen am Boden umher, viele sind tot. Eben war die Kolonne noch heil und fidel. Und nun sieht es aus, als ob jemand mit einer großen Fliegenklappe zugeschlagen hat. Mein Wagen hält mitten dazwischen, das Gepfeife geht immer weiter. Vorläufig steige ich nicht ab. „Wen's trifft, den trifft's“, sagt mein Jäger immer; er hat recht. Meine Leute laden aus mit einer Ruhe, als ständen wir am Sonntag in Görlitz auf dem Dorfplatz, sie zählen wie beim langsamen Schritt: einhundert, zweihundert, dreihundert, vierhundert und so weiter; sie stapeln die Päckchen auf. Die Jäger kommen und holen sich die spigen Dinger mit Ruhe. Die Engländer laufen ja nicht weg und die Holsteiner kommen nicht aus der Ruhe. Wenn eine „schwere“ pfeift, grienen sie und pfeifen mit dem Munde den Ton nach. Als einer meine brennende Pfeife sieht, sagt er: „Donnerwetter, das ist auch wahr“, holt sich eine lädierte Zigarre heraus und raucht. „Sie wär' mir doch beinahe kaputtgegangen.“ Immer Ruhe. Einer nimmt den Tschako ab und besieht ihn. Völlig durchlöchert: „Wenn dat man nich dörchregent nu“ — und setzt ihn wieder auf. „So, nun habt ihr Patronen.“ Mein Gaul fällt unterm Sattel und stangelt. Ich habe jetzt keine Zeit, bringe Munition in die Schützenlinie. Als ich zurückkomme, kommt er mir ganz fidel entgegenwiehert und be-



schnuppert mich. Er hat drei Streifkugeln hinten und nur einen Schreck bekommen. Ich habe einen Schuß durch die Samasche. Es ist dieselbe Stelle wie damals. Ich muß mir nun schon die dritten Samaschen kaufen. Ein Schuß ging durch den Rockärmel; der wird genäht. Die teure Haut ist unverletzt.

23. November 1915.

Morgens um 7 Uhr rücken wir ab aus Novaja; eigentlich ist es schade, ich hatte die Kompagnie so nett eingebaut. In Smielina auf der großen Straße versammelt sich das ganze Bataillon und biegt bald nach Norden ab. In Laugensee, wo ich bei der 6. Kompagnie, die dort Divisionsstabswache hält, einen Sattelschnaps genehmige, und über Kompinišchli geht es nach Norden. Wir haben zunächst ganz blendendes Wetter. Rußland zeigt sich mal von der freundlichen Seite. Am selben Tage ändert sich jedoch noch das Gesicht. Am Vormittag lacht die Sonne, blauer Himmel über den herrlichen Seen und schwarzen Fichten. Ab und zu eine kleine Marschpause. Es ist doch nett, wieder mal in Bewegung zu sein. Auch das, was vor einem liegt, dunkel und ungewiß, hat einen eigenartigen Reiz. Wir marschieren auf Steinsee, wo wir zu Mittag rasten. Die Wege waren schlechter und schlechter geworden, weil das Gelände ganz flach wurde und die Seen durch weite Sumpfwiesen miteinander verbunden waren. Die Folge war, daß zunächst meine Feldküche an einer üblen Stelle, wo ein Bach den Weg kreuzte, steckenblieb und rettungslos festsaß. Die anderen Kompagnien hatten mehr Glück und bekamen ihre Küchen heran. Schließlich nach langem Marsch im Quartier. Scheunen, die sich überlegen, nach welcher Seite sie umfallen sollen. Dickes Schneegestöber. Die armen Kerls in offenen Scheunen in der Dezembernacht, aber alles kriecht so bald wie möglich unter. Hier und da glimmt die letzte Zigarre auf. Schließlich kommt ein Lied, bald wird es kräftiger, mein Lieblingslied:

Im Marschquartier auf hartem Stroh  
streck' ich die müden Füße,  
und sende in die Nacht hinaus  
der Liebsten meine Grüße.  
Nicht ich allein hab's so gemacht,  
Annemarie.  
Von seiner Liebsten träumt bei Nacht  
die ganze Kompagnie,  
die ganze 8. Kompagnie.



Wir müssen mit dem Russenpact  
gar blut'ge Schlachten schlagen;  
von einem Wiedersehenstag  
kann ich dir noch nichts sagen.  
Vielleicht werd' ich bald bei dir sein,  
Annemarie,  
vielleicht scharrt man schon morgen ein  
die ganze Kompagnie,  
die ganze, ganze Kompagnie.

Und schießt mich eine Kugel tot,  
kann ich nicht heimwärts wandern;  
dann wein' dir nicht die Auglein rot  
und such' dir einen andern.  
Nimm einen Burschen schlank und fein,  
Annemarie.  
Es braucht ja nicht grad' einer sein  
von meiner Kompagnie,  
von meiner lieben 8. Kompagnie.

Schwermütig verhält das Lied; es klingt nach in einem: „Vielleicht scharrt man schon morgen ein die ganze Kompagnie“. Ich suche ein Quartier. Wir kriechen alle bei einer Panjefamilie unter. Zuerst Begrüßung und Gastgeschenk in Gestalt von Rum, der aus einem zerbrochenen Glas mit Schmaßen und Wohlbehagen getrunken wird. Darauf eine Zigarre an den Pan, welcher sehr aufgeregt ist, weil unsere Burschen etwas von seinem Dach abdeckten mit der Begründung, es sei ihr Bett. Die Zigarre beruhigte ihn.

Nach den üblichen Versicherungen, daß alles sabrali (futsch) ist, holt die Madja einen Samowar, es gibt noch tadellosen Tee. Um Beleuchtung zu haben, trägt unsere Wirtin auf ihren Gängen in der Stube einen brennenden langen Rienspan im Mund. Wir haben wenig zu essen. Das Letzte muß herhalten. „Kümmert sich das Eichhörchen seine Nahrung.“ Ich liege noch lange wach. Mich läßt die Sorge um das Herankommen der Feldküche nicht recht zur Ruhe kommen. Was soll werden, wenn wir morgen nichts zu essen bekommen? Darum lasse ich mir meinen Meldereiter kommen, schreibe einen Brief an meinen Feldwebel, der die Bagage nachführt, daß unter allen Umständen die Küche, tot oder lebendig, heran müsse. Gerade will mein Meldereiter



lostosen, da steht der Feldwebel in der Tür, nachts um 1 Uhr, und meldet:  
„Herr Leutnant, Feldküche zur Stelle!“

Der Feldwebel lagert sich auch noch neben uns und bald pennen wir den Schlaf des Gerechten, den wir arg verdient haben. Ab und zu quiekt ein Kind. Dazu quierscht die russische Wiege: eine lange, elastische Stange quer durch die Stube, an deren Ende eine Kiste an vier Stricken hängt. Nebenan kläfft ein Köter, es brüllt und brummt die letzte Kuh und grunzt sich Schwinje letztes, was beides dem Panje keiner nehmen darf, denn Hindenburg hat's so befohlen. So vergeht die Nacht. Wanzen und Flöhe konstatiere ich noch soeben, aber das ist ja klar.

29. Dezember 1915.

Augenblicklich geht es mir so ausnehmend gut, daß ich hier gar nicht weg will. Wenn der Krieg nur nicht aufhört, bevor die Schnepfe zieht. Das muß herrlich sein in diesen wunderbaren Wäldern.

Am heiligen Abend residierte ich zunächst so um 7 Uhr meine Posten an der Düna, vorher hatte ich mich an einer landschaftlich schönen Ecke dieser unvergleichlichen Waldungen mit der Pfeife im Munde gesetzt; ich sah viel Wild, sogar eine Elchkuh mit Kalb konnte ich beobachten. Es war ein ganz unvergeßlich schöner Abend. Geschossen habe ich nicht. Das war die Einleitung zu meiner Weihnachtsfeier, vielleicht sogar mein eigentlicher Gottesdienst.

Die Posten residierte ich dann mit meinem Gefreiten Haupt zusammen. Dummerweise hatten wir keine Schneemäntel angezogen. Als ich mit ihm so auf dem Eise der Düna stand und gerade probiere, ob es schon halte, schoß der Keel von drüben und schoß richtig meinen Gefreiten mit dem ersten Schuß an. Leichter Fleischschuß durch Oberarm und Schulter. Es war mondhell und wir auf dem Schnee gut zu sehen. Wir warfen uns gleich nieder, eine kleine Bodenwelle war da. Ich habe dem Ruski erst mal ein paar Patronen rübergehauen in sein Horchpostenloch, das am andern Ufer deutlich zu sehen war. Ob ich ihm eine verpaßt habe, weiß ich nicht. Jedenfalls steckte er die Nase weg und hielt's Maul. So konnte ich meinen guten Haupt in einem kleinen Graben erst richtig verbinden. Das war ziemlich schwierig, da sich der Bengel so blödsinnig dick angezogen hatte und ich alles aufschneiden mußte. Inzwischen kam mein Doppelposten heran, verhielt sich sehr vernünftig und hielt Zwan im Schach. Darauf gingen oder vielmehr krochen wir zum Unteroffiziersstand zurück. Ich telephonierte nach meinem Schlitten, der Haupt zurückfuhr, da er inzwischen infolge Blutverlust schlapp machte. — Darauf ging ich von Feldwache zu Feldwache.



Überall brannte ein Bäumchen. Besonders von außen durchs Fenster sah es famos aus. Liebesgaben waren auch genug da und es hat jeder doch den Zauber des Weihnachtsfestes gespürt, vielleicht mehr wie in früheren Jahren. Darauf begann um 10 Uhr in meinem Blockhaus mein Weihnachten. Die höheren Offiziere kamen auch noch, ebenso Leutnant Gottschalk von meiner Kompagnie. Es war riesig nett, wir hatten viel Sekt herankommen. Vor allen Dingen hatte mein Bursche ein reizendes Bäumchen gemacht. Bei Handharmonika wurden Weihnachtslieder gesungen; es war so, wie es Weihnachten sein mußte. Ruski verhielt sich ruhig und hielt Frieden.

Malepartus a. d. Düna, 13. April 1916.

Wir haben sehr schwere Tage hinter uns. Es war diesmal nicht Ruski, mit dem wir zu kämpfen hatten. Abgesehen von einiger Artillerietätigkeit und schwächlicher Patrouillentätigkeit hat er hier bei uns nichts unternommen. Aber das Hochwasser kam uns am 2. April nachts mit elementarer Gewalt und Schnelligkeit über den Hals. Schon am Nachmittag waren die überschwemmten Wiesen vor unserer Stellung so erheblich gestiegen, daß ich meinen Postierungen, die ja eineinhalb Kilometer vor uns an der Düna lagen, auf einem üblen Kahn die nötige Verpflegung senden mußte. Am Abend waren zwei meiner Telephonisten, um zu versuchen, die telegraphische Verbindung zu erhalten, und zwei Leute, die Essen nach vorne bringen sollten, mit einem Kahn unterwegs nach Ceikli. Sie wurden überrascht durch das Hochwasser, dazu kam starker Eisgang. Das Wasser stieg in einer Stunde um anderthalb Meter, der Kahn kenterte, weil er von den Schollen bei sehr starker Strömung erdrückt wurde. Nun stockdunkle Nacht. Uns in der Hauptstellung kam das Wasser ebenfalls über den Hals. Wir mußten im Nu sieben Blockhäuser räumen. Auch ein Offiziersunterstand versank im Wasser. Dauernd schossen wir mit Leuchtpistolen, um den Leuten, die im Kahn gewesen waren, zu helfen. Hilfe bringen konnten wir nicht, da der gekenterte Kahn der einzige gewesen war. Verschiedene Leute, auch ein Offizier, schwammen hinaus und stellten fest, daß unsere Kameraden sich an ein Bäumchen festgeklammert hätten. Helfen konnten sie ja bei der Strömung und bei dem Eisgang nicht. Diese Leute, die hinausgeschwommen waren, bekamen wir Gott sei Dank, wenn auch völlig erschöpft, zurück; es war ja eigentlich sinnlos, hinauszuschwimmen. Nun die herzzerreisenden Rufe meiner Leute, die nach mir um Hilfe riefen und allmählich leiser wurden. Der Ruski schoß mit Infanterie und Artillerie dazwischen; darauf mußten wir vom Drahthindernis weg, weil das Wasser uns fortdrängte. Endlich bekomme



ich hinten Telephonverbindung mit unserer weit hintenliegenden 7. Kompagnie. Dort war ein Kahn. Leutnant Jakobs fuhr von dort sofort auf die Unfallstelle los, die ich inzwischen von dem linken Teil meiner Stellung, der hoch liegt und nicht gefährdet war, mit dem Scheinwerfer beleuchtete. Darauf gelang es mir, noch einmal bis an den Waldrand vorzudringen, konnte mich dort allerdings nur mit Mühe halten; da erkannten sie mich an der Stimme und antworteten. Leider war mein kleiner Gefreiter Mondry, 16 Jahre alt, schon ertrunken. Den Leuten rief ich zu, sie sollten noch eine Stunde aushalten, sich mit den Hofenträgern festbinden; in einer Stunde käme ein Boot. Sie verstanden mich auch und antworteten. Die Situation verschlimmerte sich ja nun bei der steigenden Flut von Minute zu Minute. Schon am Abend um 6 Uhr hatte ich, Gott sei Dank, so mit dem Gedanken, besser ist besser, Pferde von mir fortgeschickt, um ein Boot aus dem Pionierpark zu holen. Das war unser Glück. Denn es saßen ja noch dreißig Leute von mir in den Häuschen an der Düna, die bis zu den Fenstern im Wasser standen. Mit Mühe und Not kam ich vom Drahtverhau zurück. Dahl war bei mir. Ich war vollständig erstarrt und fertig. Ich zog mich schnell um, trank fünf Schnäpse und steckte mir eine Zigarre an, dann ging's wieder. Die Uhr war jetzt 2 geworden; da kam ein Boot. Plötzlich großer Jubel vorn am Scheinwerferkegel: ein Boot mit fünf Köpfen darin: Leutnant Jakobs, ein Pionier, drei Gerettete. Der kleine Jakobs hatte es fabelhaft schneidig gemacht, auf einem ledernen, schlechten Kahn — bei der Strömung. Die drei Leute waren vollkommen erstarrt. Ich ließ sie sofort ins Revier schaffen. Jakobs habe ich zur besonderen Auszeichnung eingegeben, seinen Pionier auch. Die drei Leute tun heute schon längst wieder Dienst. Noch vor Morgengrauen kam unser Boot, das ich hatte holen lassen. Die Strömung ließ nach. Vor Tagwerden hatte ich alle meine Leute zurück bis auf den kleinen Mondry, dessen Leiche wir natürlich auch nicht hatten bergen können. Es ging mir furchtbar nahe, zumal ich ihn immer um mich hatte. Die Postierungen holten wir zurück. Ich hatte die Feldküche herandirigiert mit Grog usw. So kam dann alles wieder in Ordnung. Die Leute, deren Unterstände ertrunken waren, konnte ich alle unterbringen, meine ganze Stellung ist perdü, dafür liegt ein See von 3 km Durchmesser vor uns. Jetzt sind meine Posten schon wieder vorn auf den kleinen Inseln an der Düna in den einzelnen Häusern. Kahnverkehr, natürlich nur nachts. Wasserkabel ist gelegt, auch Telephonanschluß usw. ist in Ordnung. Leider sind bei unserem Truppenteil recht ernste Hochwasserverluste zu beklagen. Auch bei unserer 5. Kompagnie sind fünf Mann ertrunken.



18. Juni 1916.

25 km nordwestlich Luck kurz vor dem Angreifen. Tag für Tag schwere Verluste. Doch geht es glänzend vorwärts. Es wird angegriffen wie in alten Tagen zu Anfang des Feldkrieges. Wie unter Friedrich Keg! Große Erfolge an Beute usw. Der Geist ist glänzend. Es ist schön, unsere alte Kraft, die doch selbst mich alten Krieger immer aufs neue ergreift, wieder zu erproben. Ruski hat wahnsinnige Verluste und kriegt tüchtig was aufs Dach. Ich habe seit vier Tagen nicht gepennt. Schickt Zigarren, ich rauche ununterbrochen.

4. August 1916.

Hier war großer Jubel darüber, daß Hindenburg (jetzt in Brest-Litowsk) den Oberbefehl übernommen hat bis zur Armee des unbefieglichen Bothmer ausschließlich. Die rechte Flügelheeresgruppe von Hindenburg, diesem unterstellt, ist Excellenz Litzmann aus Neu-Glosow am Stechlin, der uns heute als sein altes Leibregiment aus der Masurenschlacht begrüßen wollte. Die Parade ist wegen des Regens ausgefallen. Litzmann soll sich 40 Korps mitgebracht haben. Hindenburgs Führung ist für uns alle ein ungemein beruhigendes Gefühl; denn unter ihm ist uns ja nie etwas mißlungen. Die Leute waren derart vergnügt bei der Nachricht, daß ich mich über meine Hanseaten und Mecklenburger und Holsteiner gewundert habe. An Urlaub für mich ist natürlich nicht zu denken. Ich überlasse meine Kompagnie jetzt keinem andern. Ich fühle mich übrigens als Kompagnieführer viel wohler wie als Adjutant. Ich brauche das Bewußtsein: „Du hast die Verantwortung.“ Adjutant ist so ein unverantwortlicher Redakteur.

3. September 1916.

Hier bei Swinjuchny ist der Teufel los. Schwere, aber siegreiche Kämpfe, habe furchtbare Lage hinter mir. In der Kompagnie habe ich am 31. August sämtliche 3 Offiziere und 50 Mann verloren, meistens im Nahkampf. Ich selber bin gesund und munter wie durch ein Wunder. Urlaub ist genehmigt. Ich verlasse jedoch meine Kompagnie nicht, da ich der einzige Offizier bin. Vor der russischen Offensive, die restlos abgeschmiert ist, habe ich Rudolf Nitschke getroffen. Ich liege in Stellung, der Russe greift täglich an, wird jedoch unter wahnsinnigen Verlusten abgewiesen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!



6. September.

Gesund und munter. Heute hat mir Excellenz Litzmann das Eiserne Kreuz 1. Klasse angeheftet. Er läßt sich empfehlen und läßt Euch seinen Gruß und Dank übermitteln. Er sagte wörtlich: „Grüßen Sie Ihre Eltern und besonders Ihre Mutter von mir und schreiben Sie: Ich beglückwünsche Sie zu dem Erfolg ihres Sohnes, der durch seine Tapferkeit und seinen Schneid mit Hilfe seiner herrlichen Kompagnie durch seine Gegenstöße die bereits durchgebrochenen Russen vertrieben und von meiner Armeegruppe durch seinen Sturm auf Höhe 259 schwere Gefahr abgewandt hat.“

Meine Freude könnt Ihr Euch denken. Ich habe mir diese hohe Auszeichnung verdient. Ich war jetzt dreimal eingereicht. Die Freude meiner Leute ist größer fast als meine. Und ich bin mir bewußt, was ich meiner Kompagnie verdanke. Nicht zuletzt denen, die jetzt still und stumm mit geballten Fäusten und friedlichen, fast frohen Gesichtern, weil sie unsern Sieg noch im Sterben sahen, unter dem Rasen liegen. — Das eine weiß ich seit jenen furchtbaren Tagen: Wenn wir auch fallen, wir können durch den Tod nicht besiegt werden. Denn der deutsche Gedanke wird siegen, der deutsche Geist ist unüberwindlich bis in alle Ewigkeit. Gott erhalte unser Vaterland!

Im Felde, 11. November 1916.

Sehr geehrter Herr Pastor!

Goeben erreichen mich Ihre Zeilen vom 3. d. M., und tiefergriffen von Ihrem so berechtigten Schmerz will ich sie sofort beantworten. Am 15. September habe ich mit einem andern General den Abschnitt getauscht; ich wurde sein südlicher Nachbar, während ich vorher der nördliche war. So habe ich auf den Kampf am 20. keinen Einfluß gehabt, aber tags darauf hörte ich schon von unseren dabei erlittenen Verlusten und auch von dem Heldentode Ihres lieben Sohnes. Ich war durch die Nachricht erschüttert, denn Ihr Sohn war meinem Herzen nahegekommen, weil er in vorbildlicher Tapferkeit für die Waffenehre meiner Truppen eingetreten war. Es war mir eine besonders große Freude gewesen, ihm am 6. September bei Koniucho in Gegenwart seines Regimentskommandeurs das heilige Ehrenzeichen an die Brust zu heften. Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin spreche ich nun meine innige Teilnahme aus. Sie können aber beide stolz sein auf diesen Sohn und können sich sagen, daß Sie dem Vaterlande ein Opfer gebracht haben, das auch in seiner Nachwirkung auf das tapfere 265. Regiment seinen köstlichen Wert behält. Unsere Helden fallen nicht umsonst und sie leben fort für uns durch ihr leuchtendes



Beispiel. Leutnant Stegemann, der die zurückeroberte Höhe 259 durch 5 1/2 Stunden gegen vielfache Uebermacht mit zähester Tapferkeit behauptete und erst, als die letzte Patrone verschossen war, sich mit seinem Häuflein durch die Russen hindurchschlug, bleibt unvergessen. Wenn ich dereinst mein Kriegstagebuch veröffentliche, soll ihm darin ein ehrenvolles Denkmal gesetzt werden. Nun gestatten Sie mir, den Eltern meines lieben jungen Kameraden im Geiste die Hände zu drücken als

Ihr aufrichtig mitempfindender

Lisemann,

General der Infanterie und Armeegruppenführer.